

Henning Laux

Soziologie im Zeitalter der Komposition

Koordinaten einer integrativen Netzwerktheorie

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2014

Netze sind überall, sie breiten sich aus wie ansteckende Viren. Sämtliche Stockwerke der spätmodernen Gesellschaft sind befallen. Alle anderen Beziehungsformen werden zersetzt. Besonders die Systeme sind betroffen. Und die Wissenschaft mischt kräftig mit. Sie multipliziert die Netzwerke und überflutet den Diskurs mit merkwürdiger Metaphorik.

Netzwerkforschung boomt, gar keine Frage. Aber es ist nicht klar, welcher Gegenstand hier eigentlich erforscht wird. Worauf referieren Autoren wie Manuel Castells, Bruno Latour, Robert Putnam, Mark Granovetter, Luc Boltanski, Harrison White, Hartmut Böhme, Michel Serres, John Urry, Ronald Burt oder Michel Foucault, wenn sie über Netzwerke sprechen? Geht es um ein Ordnungsprinzip zwischen Markt und Hierarchie, einen Beziehungstyp jenseits von Gemeinschaft und Gesellschaft, einen Governancemechanismus, ein internetbasiertes Kommunikationsgefüge, eine parasitäre Strukturbildung, eine neuartige Differenzierungsform, eine Kulturtechnik, eine kollektive Vertrauensressource, eine individuell verfügbare Kapitalsorte, ein Scharnier zwischen Mikro- und Makroebene, ein transnationales Interdependenzgeflecht oder eine formallogische Erklärungsperspektive? Das sozialwissenschaftliche Potenzial der Netzwerkperspektive lässt sich angesichts dieser heterogenen Liste offenkundig nur selektiv bestimmen. Erschwerend kommt hinzu, dass aus den bisherigen Studien überhaupt nicht hervorgeht, warum in der Spätmoderne plötzlich überall Netzwerke entstehen. Ist das ein bloßer Zufall?

Angesichts der skizzierten Probleme konzentriert sich das Buch auf die Beantwortung von drei Leitfragen: Was ist ein Netzwerk? Welche theoretischen Positionen, Vorzüge und Potenziale ergeben sich aus der Netzwerkperspektive? Und welche sozialen Entwicklungen sorgen für das plötzliche Auftauchen der Netze?

Der erste Teil zeigt das »Laboratorium der Netzwerktheorie«. An diesem Ort wird an der Integration der beiden wichtigsten Stränge der zeitgenössischen Netzwerkforschung gearbeitet. Ein Gedankenaustausch von Bruno Latour und Harrison White hat bisher nicht stattgefunden. In ihren Werken schlummern jedoch Potenziale, mit denen die lähmende Spaltung überwunden werden kann. Die beiden Galionsfiguren dienen als Ausgangspunkt, um die zentralen Elemente einer integrativen Netzwerktheorie zu destillieren.

Der zweite Analyseteil bestimmt die »sozialtheoretischen Koordinaten der Netzwerkforschung«. Auf dem Fundament des Theorievergleichs wird eine integrative Netzwerktheorie entwickelt, die darauf abzielt, die unscharfen Grenzen und multiplen Relationen der spätmodernen Gegenwart präzise zu erfassen. Die erkenntnistheoretischen, methodologischen, handlungstheoretischen und ordnungsthe-

oretischen Umriss der Netzwerkforschung werden ausbuchstabiert und auf ihren Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme und soziologischer Dilemmata befragt.

Der dritte Untersuchungsteil taxiert die »gesellschaftstheoretischen Koordinaten der Netzwerkforschung«. Drei kulturhistorisch dominante Assoziationsformen werden unterschieden: Gemeinschaft (Vormoderne), Gesellschaft (Moderne) und Netzwerk (Spätmoderne). Netzwerke erweisen sich dabei als Strukturen in der Bauphase. Als temporäre Übergangsstadien geraten sie in Vergessenheit, sobald das Soziale in einen stabilen Zustand übergeht. Die spätmoderne Freilegung der Netze ist demzufolge das Signum für ein »Zeitalter der Komposition«, in dem Routinen zerfließen, Identitäten wanken, Grenzen verschwimmen und Basisinstitutionen verdampfen. Die Mobilisierung der Bevölkerung führt zum Zerfall von Milieus, die teilsystemische Entkopplung wird an einigen Stellen dysfunktional, der Finanzmarktkapitalismus pulverisiert das fordistische Zeitregime, nationalstaatliche Grenzen verblassen, technische Artefakte verschmelzen mit den Alltagspraktiken und die domestizierte Natur kehrt in Form von schmelzenden Gletschern, tödlichen Flutwellen, hybriden Viren und vergifteten Atmosphären in die Gesellschaft zurück.

Einführung: Was ist ein Netzwerk?

Im ersten Morgengrauen schießt ein transparenter Faden aus dem winzigen Hinterleib eines achtbeinigen Wesens und verknüpft auf wundersame Weise eine alleinstehende Kastanie mit einer Buxbaumhecke, einem hölzernen Fensterbrett und einer rostigen Schubkarre. Die Knotenpunkte werden provisorisch miteinander verklebt, danach wird das Innere der Assoziation ausgestaltet und komponiert. Die Spinne kann aus einer breiten Palette von Fadensorten und Webmustern auswählen, um ihr Bauvorhaben an die herrschenden Umweltbedingungen anzupassen. Sofern sie nicht gestört wird, entsteht aus ihrer rastlosen Arbeit nach ein paar Stunden ein kompliziertes System aus Fang-, Brücken-, Spann-, Stabilisierungs-, Stolper-, Signal- und Kommunikationsfäden. Das kunstvolle Gebilde bleibt trotz der erreichten Stabilität eine Momentaufnahme, es besteht ein permanenter Bedarf zur Reparatur, Erweiterung, Verdichtung oder Erneuerung des relationalen Gefüges. Ein Netz ist ein Prozess, die Spinne weiß das aus leidvoller Erfahrung.

Die Leser_innen dieser einleitenden Zeilen werden sich wundern, was der Arbeitsalltag einer Spinne mit den großen Problemen der Soziologie zu tun haben soll. Ich teile diese Verblüffung, sie ist Anlass für die vorliegende Abhandlung. Warum entstehen plötzlich überall »Netzwerke«¹? Weshalb prozessieren sie durch die verschiedensten Sprachspiele und materialisieren sich in wissenschaft-

¹ Im Rahmen dieser Arbeit betrachte ich die Begriffe »Netz«, »Netzwerk« und »network« als Synonyme. Durch das Suffix »werk« bzw. »work« wird zwar der Konstruktionscharakter der Assoziation stärker hervorgehoben, eine analytisch stabile Trennung der Begriffe findet sich jedoch weder in der Alltagssprache noch im wissenschaftlichen Fachjargon und soll daher hier auch nicht künstlich eingeführt werden.

lichen Publikationen, unternehmerischen Strategiepapieren, religiösen Schriften oder politischen Parteiprogrammen? Wieso überschreiben sie ältere Begrifflichkeiten wie »System«, »Gemeinschaft«, »Gruppe«, »Clique«, »Verein« oder »Organisation«? Wie lässt es sich erklären, dass selbst die »Runden Tische« der sozialen Bewegungen durch netzwerkartige Gebilde ersetzt werden? Was ist passiert? Warum löst sich das »Netzwerk« von seinen etymologischen Wurzeln in der Tierwelt und entwickelt sich zur Leitmetapher der Spätmoderne?

Eine quantitative Diskursanalyse, die ihre Daten aus den Archiven der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)*, der *Süddeutschen Zeitung (SZ)* und der *tageszeitung (taz)* bezieht, verdeutlicht das Ausmaß der semantischen Revolution. Die Zahl der Zeitungsartikel, in denen das Wort »Netzwerk« Verwendung findet, hat in den letzten Jahrzehnten rapide zugenommen (vgl. Anhang: Abbildung 1-3). Dabei ist es irrelevant, ob die Suche auf »Netzwerk«, »Netz«, »Vernetzung«, »network«, »net« oder »networking« eingegrenzt wird: Überall lässt sich ein kontinuierlicher und geradezu idealtypischer Anstieg der Begriffsverwendung feststellen. Die von mir analysierten Leitmedien berichten in den Jahren 1986 bis 2009 über Terror-, Macht-, Schienen-, Mobilfunk-, Korruptions-, Tausch-, Graduierten-, Freundschafts-, Politik-, Pflege-, Wirtschafts-, Innovations- oder Elitennetzwerke, sie schreiben über neuronale, technische, semantische oder soziale Netze und sie beschäftigen sich ausgiebig mit dem Internet. Die Netzmetapher flottiert in allen Räumen und Stockwerken der polyzentrischen Gesellschaft und wird bedenkenlos auf menschliche, technische, tierische, pflanzliche, neuronale oder bakterielle Assoziationen bezogen. Aufgrund dieser Inflationierung ist es nahezu unmöglich, den Überblick über die Kontexte der Metapher zu bewahren.

In zahlreichen Lebensbereichen wird seit dem Eintritt in die Spätmoderne von Netzwerken berichtet – und das mit steigender Tendenz. Egal ob Mathematik, Informatik, Biologie, Chemie, Physik, Medizin, Anthropologie, Ethnologie, Psychologie, Sozialgeographie, Jura, Soziologie, Linguistik, Philosophie oder Politikwissenschaft, sie alle schreiben über Netzwerke. Der wissenschaftliche Diskurs ist bis in seine Kapillaren von dieser Vokabel beseelt und durchdrungen (Fangerau/Halling 2009). Aber warum? Und weshalb beginnt die Erfolgsgeschichte der Metapher nicht bei Aristoteles, Darwin oder Galilei, sondern erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts? Ist die semantische Revolution ein bloßer Zufall? Wahrscheinlicher ist, dass die Metapher des Netzwerks ein Gegenwartsphänomen erfasst, das aus unterschiedlichen Beobachterperspektiven beforscht und zerlegt wird. Aber welches? Diese simple Frage lässt sich auf Basis der aktuellen Literaturlage nicht beantworten, sie wird erstaunlicherweise nicht einmal gestellt. Sobald von Netzwerken gesprochen wird, scheint das jeweilige (Fach-)Publikum bereits intuitiv zu wissen, was gemeint ist. Im akademischen Bereich hat diese Konstellation ein gigantisches Begriffskonfetti produziert. Netze gelten hier als lose, dauerhaft, flüchtig, flexibel, elastisch, parasitär, beschützend, unterstützend, kontingent, hierarchiefrei, kriminell, flach, demokratisch, inklusiv, exklusiv, löchrig, vermachet, beweglich, rekombinierbar, offen, geheim, intransparent, schnell, dezentriert, technisch, virtuell, lokal, global, monozentrisch, ungesteuert, selbstorganisiert, heterogen, komplex, reversibel, irreversibel, immateriell, materiell, etc. (Baecker 1998, Serres 1991, Böhme 2004, Breidbach 2008, Schüttpelz 2007, Faßler 2001, Jansen 2010, Urry 2007, DeLanda 2006, Castells 2003a, Osterhammel 2010).

Angesichts dieses unübersichtlichen Sammelsuriums ist keineswegs klar, was mit dem Begriff gemeint ist. Dafür sind die kursierenden Definitionspartikel viel zu vage und widersprüchlich. Die lebensweltliche Selbstevidenz steht einer präzisen Begriffsbildung im Weg.

Die Vernachlässigung begrifflicher Sorgfaltspflicht zeigt sich auch und gerade für den Bereich der Soziologie. Es ist erstaunlich, welche Zauberkräfte dem Netzwerk mittlerweile zugesprochen werden. Es fungiert als Ordnungsprinzip zwischen Markt und Hierarchie (Powell 1990), Synonym für den Strukturbegriff (Foucault 2006), Beziehungstyp jenseits von Gemeinschaft und Gesellschaft (Hennig 2006), Governancemechanismus (Schimank 2007a), Alternative zum Systembegriff (Fuchs 2001a), internetbasiertes Kommunikationsgefüge (Castells 2003a-c), Indikator für sachliche Entdifferenzierung (Teubner 1997), neuartige Differenzierungsform (Baecker 2007b), Kulturtechnik (Böhme 2004), kollektive Vertrauensressource (Putnam 2000), individuell verfügbare Kapitalsorte (Bourdieu 1992), akteurgenerierende Kommunikationsform (Fuhse 2009b), unterstützende Kontaktbeziehung (Granovetter 1973, Burt 1995), Scharnier zwischen Mikro- und Makroebene (Weyer 2011), transnationales Interdependenzgeflecht (Stichweh 2000, Nassehi 2003, Giddens 1996, Beck 2007, Willke 2006, Taylor 2003, Urry 2003), ontologisches Fundament (Harman 2009) oder formallogische Erklärungsperspektive (Serres 1991, DeLanda 2006). Lässt sich aus diesem auto-poietischen Stimmengewirr eine gemeinsame Schnittmenge destillieren?

Eine Überwindung der Deutungsprobleme darf am ehesten von solchen Arbeiten erwartet werden, die den Netzbezug ganz explizit ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen. Doch leider geraten auch in der »soziologischen Netzwerkforschung«, die in den 1970er-Jahren erste Erfolge feiert, immer noch sehr unterschiedliche Aspekte in den Blick, die keinen gemeinsamen Nenner finden (um nur einige zentrale *Bücher* zu nennen: Granovetter 1979, Burt 1995, Watts 2003, Stegbauer 2008, Stegbauer/Häußling 2010, Hollstein/Straus 2006, Holzer 2006, Latour 2007, White 2008, Fuhse/Mützel 2010, Law/Hassard 1999, Bieber et al. 2009, Beyrer/Andritzky 2002, Weyer 2011, Faßler 2001, Gießmann 2006, Barabási 2003, Belliger/Krieger 2006, Jansen 2006, Bommers/Tacke 2011a, Passoth/Peuker/Schillmeier 2012, Martin 2009, Barkhoff/Böhme/Riou 2004, Mol 2002, Donati 2011, Hepp et al. 2006, Voss/Peuker 2006, Tilly 2005, Conradi/ Derwanz/Muhle 2011, Gamper/Reschke/Schönhuth 2012, Thielmann/ Schüttpelz/ Gendolla 2012, Castells 2003). Etwaige Gemeinsamkeiten und Differenzen sind bislang viel zu wenig reflektiert worden, Synergieeffekte liegen brach. Im Grunde existiert nur eine Reihe von eher lose gekoppelten *Forschungsbeiträgen*, die nicht auf ein gemeinsames Arsenal von Kategorien und Theoriebausteinen zurückgreifen. Eint lediglich die Tatsache, dass sie dasselbe Wort verwenden? In einigen Fällen bilden sich immerhin vereinzelte Forschungscluster heraus, die durchaus erfolgreich mit homogenisierten Annahmen und Methoden arbeiten und sich in Sammelbänden versammeln, ohne dass es zwischen den Clustern einen Gedankenaustausch gäbe. Der hierzulande größte und ambitionierteste Vergemeinschaftungsversuch stammt sicherlich von Stegbauer und Häußling (2010), die es durch ihren unermüdlichen Einsatz geschafft haben, ihre Version der Netzwerkforschung durch die Gründung einer eigenen Sektion institutionell in der deutschen Soziologie zu verankern. Trotz dieser Bemühungen ist die von ihnen

favorisierte Netzwerkforschung aufgrund ihrer Hinwendung zur Social Network Analysis (SNA) in erster Linie *methodisch* integriert und eben (noch) nicht *theoretisch*. Das Cluster verfügt über ein wachsendes Arsenal methodischer Werkzeuge, gegenüber den vorhandenen Theorieangeboten in der Soziologie verhalten sie sich jedoch weitgehend agnostisch.

Aus dieser knappen Zustandsbeschreibung folgt, dass so etwas wie ›die‹ Netzwerkforschung noch gar nicht existiert. Durch die mangelnde Einheit kommt es zu zahlreichen Einseitigkeiten und Redundanzen. Dies geschieht etwa dann, wenn Netzwerke als »objektive und stabile Strukturen« (strukturalistische Netzwerkforschung) oder »rational konstruierbare Gebilde« (Rational-Choice-Variante der Netzwerkforschung) vorgestellt werden. In solchen Fällen ist der Mehrertrag im Vergleich zu den bereits etablierten Modellen der Soziologie nicht immer einsichtig. Vor allem wird aber – wie ich mit der vorliegenden Arbeit zeigen möchte – die Problemlösungskompetenz der Netzperspektive leichtfertig verschenkt. Wenn diese nur dazu dient, die Einbettung individueller Akteure in soziale Kontexte anzuzeigen, so mag dies vielleicht noch eine Lücke in den orthodoxen RCT schließen, für die soziologische Theoriedebatte ist diese Einsicht hingegen sicherlich keine Neuigkeit, die es erst mit Hilfe von Netzwerktheorien zu erringen gäbe. Im Gegenteil: Die gesamte bisherige Soziologie wäre dann in der Tat nichts anderes als Netzwerkforschung *avant la lettre* (Baecker 2010).

Die hier artikulierte Kritik am gegenwärtigen Forschungsstand bezieht die systemtheoretischen Beiträge zur Netzwerkdebatte explizit mit ein. Der transdisziplinäre Vormarsch der Netzwerkmetapher erinnert an die Frühphase der Systemtheorie, als sich der Systembegriff zu einem zentralen Deutungsschlüssel der organisierten Moderne entwickelte. Luhmanns Erben haben daher in jüngster Zeit ein erhebliches Interesse an der Netzwerkterminologie signalisiert. Ihre Unruhe lässt vermuten, dass das Paradigma hier auf ein Problem gestoßen ist, das es nicht lösen kann, weil sich Netzwerke mit den kategorialen Bordmitteln der Systemtheorie eben nur als »Anomalien« oder »Parasiten« begreifen lassen (Renn 2010a, Schneider/Kusche 2011, Werron 2011). Eine konsistente und tragfähige Integration des Begriffs ist trotz intensiver Bemühungen bis dato nicht gelungen. Von einer einheitlichen Begriffsverwendung ist auch die Systemtheorie noch weit entfernt. Am häufigsten erscheint das Netz dort als ein gesellschaftstheoretischer Baustein, mit dem teilsystemübergreifende Kommunikationen entlang von multiplen Adressen organisiert werden (Tacke 2000, 2009, 2011, Bommers/Tacke 2001b). Die Schwäche dieser Nominaldefinition besteht darin, dass Netzwerke hier einen Beitrag leisten, der nur in einer säuberlich codierten und menschenleeren Sozialwelt überhaupt erforderlich ist. Für die Umwelt der Systemtheorie ist diese Modellierung hingegen weitgehend uninteressant, da sich das damit ›gelöste‹ Bezugsproblem – zumindest in dieser Schärfe – für sie gar nicht stellt. Ich werde diesen Strang der Netzwerkforschung weder hier noch im späteren Verlauf meiner Arbeit vertiefen, denn die systemtheoretische Lektüre krankt meines Erachtens daran, dass sie sowohl die vielfältigen Beiträge zur Netzwerkforschung als auch die lebensweltliche Semantik geflissentlich übersieht. Auf diese Weise verfehlt sie die gesellschaftliche Bedeutung und den wissenschaftlichen Mehr-

wert der Netzwerktheorien – und damit genau das, worum es in der folgenden Analyse gehen soll.²

In Anbetracht des soeben skizzierten Forschungsstandes entsteht der Eindruck, dass der Netzbegriff in der zeitgenössischen Sozialforschung überwiegend als symbolischer Platzhalter für Phänomenkomplexe dient, bei denen eine analytische Durchdringung noch nicht gelungen ist. Eine derartige Verwendungsstrategie ist keineswegs despektierlich, wir sind »auf Metaphern und Bilder angewiesen« (Münkler 1994: 7), um neue Welten zu entziffern. Erst wenn dies gelungen ist, erstarren flimmernde Metaphern zu klaren Begriffen (Lüdemann 2004: 28). Die schillernde Netzmetaphorik wäre demnach das Signum einer Soziologie, der es noch nicht gelungen ist, die spätmoderne Transformation des Sozialen auf den Begriff zu bringen.

Forschungsziele und Gliederung der Arbeit

Ich werde im Folgenden versuchen, aus dem skizzierten Stimmengewirr einen integrativen Netzwerkbegriff zu entwickeln. Dabei wird sich zeigen, dass in den Sozialwissenschaften auf zwei verschiedenen Ebenen über Netzwerke gesprochen wird, ohne dass dies in den einschlägigen Arbeiten entsprechend thematisiert oder kenntlich gemacht werden würde. Der erste Forschungsstrang wählt einen sozialtheoretischen Zugang; die entsprechenden Ansätze verwenden die Netzwerkvorstellung als formale Beobachtungsheuristik, mit der die unterschiedlichsten Sachverhalte auf den soziologischen Bildschirm gelangen. Ein Netz ist demzufolge eine Assoziation aus Knoten und Kanten. Die zweite Begriffsstrategie verfolgt hingegen gesellschaftstheoretische Absichten; sie ist sehr viel weniger formalistisch als die erste und begreift Netzwerke als eine typische Sozialform der Spätmoderne, die sich durch unverwechselbare Eigenschaften von anderen Möglichkeiten des Zusammenlebens unterscheidet. Netze werden aus dieser Perspektive als vergleichsweise offene und hierarchiefreie Beziehungsgefüge definiert. Beide Adaptionen der Metapher sind meines Erachtens vielversprechend. Das Problem besteht jedoch darin, dass bislang (1.) die Potenziale beider Begriffsvarianten nicht konsequent genug ausbuchstabiert und erschlossen werden und dass (2.) keine Verbindung zwischen den beiden Begriffsstrategien hergestellt wird. Dieses doppelte Defizit soll mit der vorliegenden Arbeit behoben werden. Dabei zehrt die Untersuchung von der noch zu prüfenden Intuition, dass sich durch die sorgfältige Entfaltung und Verbindung der beiden Netzwerk-Ebenen eine Theorie entwickeln lässt, die für die virulenten Probleme und Herausforderungen der Gegenwartsoziologie instruktive Lösungen anbietet. Die Konstruktion einer integrativen Netzwerktheorie soll demnach nicht nur interne Konflikte befrieden, sondern insbesondere dabei helfen, das hereinbrechende Zeitalter der Komposition in adäquater Weise zu erfassen. Die Navigation auf dem schwierigen Weg zu

² Eine wichtige Ausnahme bildet Holzer, der zumindest die White-Schule intensiv rezipiert hat und dem auf dieser Basis prompt der vielversprechendste Versuch zur systemtheoretischen Integration der Netzvo-kabel gelungen ist (Holzer 2005, 2006, 2011). Auf eine gesellschaftstheoretische Schnittstelle zwischen Systemtheorie und Netzwerkforschung verweist Baecker (2004, 2007a, 2007c). Für eine Diskussion seines interessanten Vorschlags vgl. Teil III, Kap. 4 der vorliegenden Arbeit.

diesem übergeordneten Untersuchungsziel wird durch drei miteinander verbundene Etappenziele erleichtert, die ich nun kurz erläutern werde.

Der I. Teil versetzt die Leser_innen in ein »Laboratorium«, in dem an der *Integration* der beiden wichtigsten Stränge der *sozialtheoretisch* orientierten Netzwerkforschung gearbeitet wird. Mit »Identity and Control« (White 2008) und »Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft« (Latour 2007) liegen seit Kurzem zwei Publikationen vor, mit denen das signifikante Theoriedefizit der Netzwerkforschung behoben werden könnte, weil sich beide in äußerst instruktiver Weise darum bemühen, das reichhaltige Potenzial der Netzmetapher auf der von ihnen adressierten Ebene auszuschöpfen. Interessanterweise herrscht jedoch Funkstille zwischen den bekanntesten Netzwerkforschern der Gegenwart, ein Gedankenaustausch der »Galionsfiguren« von Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) und Phänomenologischer Netzwerktheorie (PNT) findet nicht statt. Dieser Zustand ist angesichts der unübersichtlichen Forschungslandschaft nicht verwunderlich, sondern bedauerlich. Denn in ihren Werken schlummern Potenziale, mit denen die lähmende Spaltung und Fragmentierung der sozialtheoretisch informierten Netzwerkforschung überwunden werden könnte. Ihre Beiträge dienen mir daher als Ausgangspunkt, um die Grundbegriffe einer integrativen Netzwerktheorie zu destillieren. Dazu gehört natürlich in erster Linie die Einhegung der oszillierenden Basiskategorie (*was ist ein Netzwerk?*). Inwiefern gelingt es den Autoren, die zirkulierenden Bedeutungselemente in einem abstrakten, aber trennscharfen Netzwerkbegriff aufzuheben? In einer kontrastiven Lektüre werden die Ansätze systematisch auf Differenzen, Gemeinsamkeiten und Komplementaritäten abgeklopft. Hierbei wird versucht, eine Annäherung oder punktuelle Synthese von ANT und PNT herbeizuführen. Dieser theoriepolitische Schachzug wird aus zwei Gründen erforderlich: a.) Nur wenn es gelingt, einen nomologischen Kern herauszupräparieren, ist die erforderliche Einheit gegeben, um die bisher oftmals atomisierten Beiträge unter dem gemeinsamen Dach »Netzwerkforschung« zu versammeln. b.) Weder ANT noch PNT können zum gegenwärtigen Stand ihrer Ausarbeitung aus eigener Kraft dem selbst formulierten Anspruch einer »grand theory« gerecht werden. Dazu bedarf es, so zumindest die Arbeitshypothese, einer Kooperation von White und Latour. Erst durch vereinte Kraftanstrengungen scheint eine Arbeitsgrundlage erreichbar, von der aus das welterschließende Potenzial der Netzwerkforschung entfesselt werden kann.

Im II. Teil der Analyse werden die »sozialtheoretischen Koordinaten der Netzwerkforschung« genauer inspiziert. Das Etappenziel besteht in der *Weiterentwicklung* des grundbegrifflichen Vokabulars zu einer relational-dynamischen Netzwerktheorie. Auf dem Fundament des vorangegangenen Theorievergleichs wird das kategoriale Instrumentarium der Netzwerkforschung ausführlich ausbuchstabiert. Dies geschieht in sorgfältiger Auseinandersetzung mit dem Wissensbestand sowie den Problemstellungen und Bedürfnissen der etablierten Soziologie. Mit welchen Herausforderungen sieht sich die Soziologie konfrontiert? Kann eine sozialtheoretisch fundierte Netzwerktheorie diese Probleme tatsächlich lösen? Worin besteht der soziologische Mehrwert der Netzperspektive, *wozu Netzwerkforschung?* Zur Beantwortung dieser Leitfrage wird zwischen erkenntnistheoretischen, methodologischen, handlungstheoretischen und ordnungstheoretischen Diskussionsbeiträgen unterschieden. Dabei werden soziologisch zent-

rale Kategorien wie »Konstruktion«, »Gesellschaft«, »Handlung«, »Emergenz« oder »Struktur« einer kritischen Revision unterzogen. Es geht demzufolge nicht um die Verschmelzung lebenswissenschaftlicher, sozialwissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Befunde zu einer *allgemeinen »Supertheorie«* (Luhmann 1984: 19), die gesamte Aufmerksamkeit liegt bei der Entfaltung einer genuin *sozialwissenschaftlichen Netzwerktheorie*, mit deren Hilfe aktuelle Deutungsprobleme überwunden werden können.³ Obwohl sich die vorliegende Arbeit in erster Linie als Beitrag zur Theoriedebatte versteht, werden die vorgestellten Theoreme anhand von ausgesuchten Beispielen auf ihre empirische Tragfähigkeit überprüft. Welcher Mehrwert entsteht für die soziologische Feldforschung, welcher Preis ist hierfür unter Umständen zu zahlen? Zum Abschluss des II. Teils wird das empirische Potenzial der sozialtheoretischen Heuristik etwas ausführlicher anhand einer qualitativen Fallstudie angedeutet, in der es um die 24-h-Betreuung pflegebedürftiger Personen in Deutschland durch osteuropäische Migrantinnen geht.

Im III. Teil des Textes werden schließlich die »gesellschaftstheoretischen Koordinaten der Netzwerkforschung« bestimmt. Im Anschluss an den Theorievergleich (*was ist ein Netz?*) und die grundbegriffliche Diskussion (*wozu Netzwerkforschung?*) geht es um die gesellschaftstheoretisch virulente Frage nach den Ursachen für den spätmodernen Siegeszug der Netzwerke (*warum Netzwerke?*). Zur Lösung dieses Rätsels können Latour und White nicht sonderlich viel beitragen, da sie auf einer formalen Ebene argumentieren. Hier kommen daher jene Strömungen zu ihrem Recht, die Netzwerke nicht als allgemeine Beobachtungsheuristik betrachten, sondern die in ihnen eine neuartige Beziehungsform sehen, welche sich von den bisher bekannten Möglichkeiten des Zusammenlebens unterscheidet. Dazu gehören etwa Autoren wie Urry (2003), Taylor (2003), Boltanski/Chiapello (2003), Donati (1988) oder Castells (2003a-c). In intensivem Austausch mit dem gesellschaftstheoretischen Wissensbestand werden mit ihrer Hilfe schließlich drei kulturhistorisch dominante Stabilisationsformen des Sozialen freigelegt und typologisiert: Gemeinschaft (Vormoderne), Gesellschaft (Moderne), Netzwerk (Spätmoderne). Die gegenwärtige Inflation der Netze wird von hier aus als Indiz für den Eintritt in ein »Zeitalter der Komposition« interpretiert. Diese Zeitdiagnose wird ausführlich entfaltet und begründet. Dabei geht es nicht zuletzt darum, eine Sprache zu finden, mit der soziologisch gehaltvoll über das Internet, das »Netzwerk der Netzwerke«, berichtet werden kann.

Zum Abschluss der Untersuchung wird die im Vorangegangenen erarbeitete Sozialtheorie um einen gesellschaftstheoretischen Index ergänzt. Was sind die kulturhistorischen Bedingungen der Möglichkeit und Notwendigkeit einer sozialtheoretisch fundierten Netzwerkforschung, wo liegen ihre Stärken und Schwächen, *wann schlägt die Stunde der Netzwerktheorie?*

³ Das hier entwickelte Vokabular ist jedoch so abstrakt gehalten, dass sich an einigen Stellen durchaus interdisziplinäre Anknüpfungspunkte ergeben werden.

Vorwort

(von Hartmut Rosa)

Seit gut zwanzig Jahren breiten sich Bilder und Begriffe von Netzen und Netzwerken in der Metaphernsprache der Gegenwart in immer stärkerem Maße aus, so dass sie heute dabei sind, dominant zu werden. Soziale Beziehungen, Computerverbindungen, Gehirnverdrahtungen, Klimaprozesse oder Planetenkonstellationen – sie alle erscheinen in der Perspektive des 21. Jahrhunderts als Netzwerkstrukturen. Zugleich ist der Netzwerkbegriff dabei jedoch bis heute notorisch unklar, vielschichtig, polyvalent und unterbestimmt geblieben. Dies wirft in soziologischer Perspektive die überaus interessante Frage auf, welche (Sozial-)Erfahrung dem ›Netzformigwerden der Welt‹ in der sprachlichen Wahrnehmung zugrunde liegt. Diese Frage bildet gewissermaßen das Zentrum und die Leitfrage der von Henning Laux hier vorgelegten, ursprünglich auf eine Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena zurückgehenden Untersuchung, und der Autor findet im Fortgang seiner Arbeit, die auf die Entwicklung einer umfassenden und kohärenten Netzwerksoziologie zielt, in der Tat eine überzeugende, theoretisch ebenso abgesicherte wie sozial beunruhigende Antwort darauf.

Der Anspruch der Studie ist gewaltig: Es geht Laux um eine theoriegeleitete Integration der soziologischen Netzwerkforschung, um auf dieser Basis eine sozialtheoretisch informierte Deutung des hereinbrechenden Zeitalters anzubieten. Laux gliedert das dadurch bestimmte Forschungsprogramm, dessen Grundrisse er mit dem vorliegenden Buch präsentiert, stringent in vier aufeinander aufbauende Teile. Im ersten Teil (»Laboratorium Netzwerktheorie«) liefert er eine vergleichende Rekonstruktion und sorgfältige Integration der beiden hegemonialen Stränge der Netzwerkforschung: *Akteur-Netzwerk-Theorie* (Bruno Latour) und *Social Network Analysis* (Harrison White). Dieses Unterfangen stellt für sich genommen bereits eine ebenso gewichtige wie schwierige Forschungsleistung dar, weil diese beiden Ansätze bisher einerseits in wechselseitiger Ignoranz operieren und andererseits in ihrem jeweiligen begrifflich-konzeptuellen Vokabular so jargonhaft und geschlossen erscheinen, dass ein vergleichendes In-Beziehung-Setzen erheblicher Übersetzungsanstrengungen bedarf. Laux geht es jedoch nicht um den Vergleich um des Vergleichs willen, sondern er zielt auf die Synthetisierung der beiden Positionen in der Absicht, daraus die Konturen einer eigenständigen Netzwerksoziologie zu gewinnen.

Dabei gelingt es ihm, die Theorieentwürfe von White und Latour (entgegen der in der bisher vorliegenden Literatur dominanten Lesart einer weitgehenden wechselseitigen Inkompatibilität) so zu rekonstruieren, dass sie überwiegend als konvergent oder komplementär erscheinen und in der Tat als die beiden Hälften einer umfassenden Netzwerktheorie gelesen werden können. Seine Synthese zielt auf eine relationale und operative Soziologie, die kulturelle und materielle Momente erfasst, Identitäten als Effekte des Netzgeschehens begreift und den Gesellschaftsbegriff durch das Konzept fluider Netzwerke ersetzt. White und Latour erscheinen dabei insofern als komplementär, als sie jeweils einseitig kulturalistische oder strukturalistische, statische oder dynamische bzw. materiell-dingliche oder immateriell-regelhafte Aspekte von Netzwerken betonen.

Im zweiten Teil der Arbeit (»Die sozialtheoretischen Koordinaten der Netzwerkforschung«) zielt Laux dann auf eine »problemzentrierte Schärfung, Vertiefung und Weiterentwicklung der Netzwerkperspektive« (69), indem er den zuvor skizzierten Ansatz an den Diskurs- und Problemlagen aktueller Kontroversen prüft, diskutiert und verfeinert. Dazu entwickelt er drei aufeinander aufbauende Arbeitshypothesen: *Erstens*, das grundbegriffliche Vokabular und Analyseinstrumentarium der Soziologie sei »dualistisch« angelegt, indem es auf der kategorialen Unterscheidung von »Handlung und Struktur, Individuum und Gesellschaft, Subjekt und Objekt, Wort und Gegenstand, Körper und Geist, Natur und Kultur, System und Umwelt, Staat und Markt, alter und ego, Steuerung und Evolution, Struktur und Semantik, Freiheit und Determination, sex und gender, Realität und Ideologie oder Gemeinschaft und Gesellschaft« beruhe (70). Diese binären Unterscheidungen würden aber, *zweitens*, im Fortgang der Moderne immer unplausibler und gerieten an der Schwelle zum 21. Jahrhundert schließlich unter erheblichen Rechtfertigungsdruck (73). Tatsächlich betreibt Laux in den nachfolgenden Kapiteln dann einen beträchtlichen argumentatorischen Aufwand, um die Überkommenheit dieser »binären Matrix« nachzuweisen. Im Umgang mit den modernen »Black Boxes« liegt nun, *drittens*, die besondere Aktualität einer konsequent ausbuchstabierten Netzwerktheorie, da sie als »Soziologie der Unschärfen« (75) dazu in der Lage ist, Genese, Reproduktion und Zerfall stabiler Identitäten sichtbar zu machen. Diese Alternative versucht Laux dann erkenntnistheoretisch (Kapitel 2), sozialontologisch (Kapitel 3) und entlang der Fragen nach den Ordnungs- und Stabilisierungsmechanismen ebenso wie nach den Triebkräften und Veränderungstendenzen zu entwickeln und dabei ein an Latour angelehntes »symmetrisches und konsequenzialistisches Handlungskonzept« zu entwerfen, das »Handlungsmacht« auf verschiedene Netzwerkpositionen verteilt und von »intentionalistischen Zuschreibungen« befreit (Kapitel 4 und 5). Von entscheidender Bedeutung und höchst innovativ ist dabei das von Laux entwickelte vierstufige Modell der »Mechanismen der Netzbildung« (158-173): Am Anfang der Herausbildung sozialer Ordnungen, Institutionen und Strukturen steht danach immer die durchaus konflikthafte »Kollision« von Kräften, Propositionen, Akteuren und Elementen in einer Art »sozialen Urknalls«. Darauf folgt eine allmähliche »Komposition« im Sinne der Herausbildung neuer, wiederkehrender Assoziationsmuster. Gelingt es diesen, sich fest zu etablieren und zu fixieren, kommt es zu normalisierender und in der Regel auch hierarchisierender Institutionenbildung. Durch das Auftreten neuer Konflikte und subversiver Assoziationsmodi können sich die so verfestigten Strukturen aber jederzeit wieder verflüssigen; auf die »Institutionalisierung« folgt also früher oder später unweigerlich deren »Dekonstruktion«. Zum Abschluss dieses zweiten Untersuchungsteils unterwirft Laux seine Netzwerktheorie bemerkenswerterweise sogar einem empirischen Praxistest, indem er sie als Analyseinstrument zur Erfassung eines Marktes einsetzt, auf dem sich deutsche Pflegebedürftige, osteuropäische Pflegekräfte und transnational operierende Vermittlungsagenturen in einer rechtlichen Grauzone assoziieren. Im Rahmen dieser exemplarischen Fallstudie im Bereich der Care Economy greift er auf teilnehmende Beobachtungen und qualitative Interviews zurück.

Die hier gewonnenen Einsichten bilden gewissermaßen auch die ›Nahtstelle‹ zum dritten Teil des Buches (›Die gesellschaftstheoretischen Koordinaten der Netzwerkforschung‹). Dieser ist einer modernetheoretischen und zeitdiagnostischen Neubestimmung der Gegenwart als ›Zeitalter der Komposition‹ gewidmet. Im Mittelpunkt steht dabei die These, dass wir Zeugen einer Epochenwende werden, welche vergleichbar ist mit dem Übergang von der vormodernen ›Gemeinschaft‹ zur modernen ›Gesellschaft‹. Denn diese beiden Assoziationsformen werden nun durch das Assoziationsmuster des ›Netzwerks‹ als dominanter Sozialform der Spätmoderne verdrängt. Die analytische Unterscheidung der drei kulturhistorischen Formen des Zusammenlebens (Gemeinschaft, Gesellschaft, Netzwerk) basiert auf empirischen Befunden und theoretischen Überlegungen, die nicht zuletzt darauf hinweisen, dass es in der Spätmoderne zu einer weitreichenden Zersetzung epistemischer, politischer, sozialer und kultureller Institutionen kommt. Eben dies wird dann von Laux als Signum einer umfassenden ›Komposition und Neuvermessung des Sozialen‹ gedeutet.

Naturgemäß wird dieser durchaus kühne Teil der Untersuchung Ein- und Widersprüche hervorrufen. Für die zu erwartende Diskussion interessant ist in jedem Fall, dass Laux an dieser Stelle das bislang ungeklärte Spannungsverhältnis zwischen sozial- und gesellschaftstheoretisch orientierten Beiträgen zur Netzwerkforschung produktiv entfaltet. Er zeigt auf, dass die Netzmetapher in Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), Phänomenologischer Netzwerktheorie (PNT) und Social Network Analysis (SNA) als ahistorisches und universelles Modell der sozialen Welt prozessiert, während sie im Rahmen sozialwissenschaftlicher Zeitdiagnosen bei Autoren wie Manuel Castells oder John Urry als epochenspezifisches Ordnungs- und Assoziationsmuster erscheint, das sich von früheren Formen des Zusammenlebens unterscheidet. Diese zweite Begriffsvariante verdichtet sich nicht zuletzt in der lebensweltlichen Wahrnehmung einer sich beinahe täglich verändernden Welt. Die Etablierung dauerhafter Institutionen scheint demzufolge kaum noch möglich zu sein, politische Entscheidungen und gesellschaftliche Arrangements wirken oftmals provisorisch und experimentell, in vielen Kontexten wird ›gebaut‹ und konstruiert. Von diesem Befund aus lässt sich nun auch nachvollziehen, wieso Laux die Gegenwart als ›Zeitalter der Komposition‹ bestimmt: Nach seinem eigenen Modell der Ordnungsbildung ist die Phase der Komposition nämlich ein Übergangsstadium zur Institutionenbildung. Die hereinbrechende Epoche kann daher nicht als Ganze ein Zeitalter der Komposition sein, es sei denn, die (dauerhafte) Institutionenbildung wäre strukturell unmöglich geworden. Allein, für diese weitergehende These, vor der Laux offenbar zurückschreckt, bedürfte der netzwerktheoretische Bezugsrahmen dann einer weiteren, z.B. beschleunigungstheoretischen Ergänzung.

Der vierte und letzte Teil (›Baustellen und Potenziale einer Soziologie im Zeitalter der Komposition‹) sichert dann im Sinne eines Fazits auf ebenso plausible wie konzise Weise die Erträge des Argumentationsgangs und kontextuiert den entwickelten Ansatz einerseits vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftspolitischer und kultureller Problemstellungen und andererseits vor dem Horizont der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Theorielandschaft. Hierbei offenbart sich in luzider Deutlichkeit, dass Laux' integrative Netzwerktheorie gleichsam an der Schnittstelle zwischen theoriegeleiteten Entwicklungen der jüngeren Sozio-

logie einerseits und den empirisch sich herausbildenden neuen Sozialkonstellationen, insbesondere den Assoziations- und Praxisformen des Internets, andererseits steht. Hierin liegt ihre Aktualität und ihr Potential, und in diesem Sinne kann und will sie das sein, was Bruno Latour »eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft« nennt.

Ein Buch mit einem derart umfassenden Anspruch, wie Laux ihn – in mitunter auch provokativem Stil – formuliert, bietet unweigerlich eine Vielzahl von Angriffsflächen für kritische Einwände. So läuft aus meiner Sicht eine Soziologie, die im Sinne Latours einfach »den Akteuren folgen« will und auf kategoriale (»binäre«) Vor-Entscheidungen und theorieinduzierte Komplexitätsreduktionen aller Art zu verzichten versucht, notgedrungen Gefahr, am Ende nur eine beschreibende ›Verdoppelung‹ der Welt zu liefern. Da sie gezwungen ist, alles gleichermaßen zu registrieren und zu berücksichtigen, was sie zu beobachten vermag, produziert sie lange Listen an miteinander verbundenen Netzwerkelementen und -relationen. Ohne theoriestrategisches Blackboxing (also ohne den Einsatz von Kategorien wie Gesellschaft, System, Schicht o.ä.) lässt sich aber (noch) keine Erklärungskraft entfalten. Daher verwundert es wenig, wenn sich Laux im dritten Teil seiner Analyse ebenfalls zur Konstruktion von Black Boxes gezwungen sieht, etwa dann, wenn er zwischen Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung und Vernetzung unterscheidet, da andernfalls das für eine Gesellschaftstheorie erforderliche Abstraktionsniveau nicht zu erreichen wäre. Konsequenterweise präzisiert der Autor am Ende der Untersuchung, dass die Netzwerktheorie letztlich nur auf solche dualistischen Denkfiguren und Oppositionspaare verzichten kann, deren Deutungspotenzial erschöpft ist und die sich bei der soziologischen Analyse als hinderlich erweisen. Demzufolge wäre also keineswegs die binäre Ordnung des Sozialen als solche problematisch, sondern nur einige ihrer Elemente und Auswüchse.

Interessante Fragen und theoriestrategische Herausforderungen ergeben sich darüber hinaus auch aus der Architektur der von Laux vorgelegten Zeit- und Modernediagnose. Im Gleichklang mit Autoren wie Ulrich Beck, Richard Sennett oder Zygmunt Bauman postuliert er für die Gegenwart eine Epochenschwelle, die er ohne zu zögern qualitativ mit dem Übergang von der vormodernen zur modernen Gesellschaft gleichsetzt. Es gelingt ihm dabei, eine Vielzahl empirischer Beobachtungen und theoretischer Überlegungen entlang der vier Sinndimensionen (räumlich, zeitlich, sachlich, sozial) so miteinander in Beziehung zu setzen und zu verknüpfen, dass die Annahme einer anhaltenden Dekonstruktion der modernen Assoziationsordnung und der bereits im Gang befindlichen Re-Komposition überaus plausibel erscheint. Indessen bleibt die netzwerktheoretische Basis dieser These explikationsbedürftig. Genau genommen stellen sich sogar zwei miteinander verknüpfte Fragen:

Erstens scheint das skizzierte relational-dynamische und prozesshaft-operative Konzept der netzförmigen Assoziationen zu implizieren, dass Prozesse der Kollision, Komposition, Institutionalisierung und Dekonstruktion in den unterschiedlichsten Sozial- und Lebensbereichen simultan auftreten. Während an einer Stelle komponiert wird, wird in anderen Zusammenhängen dekonstruiert, vielleicht überlagern sich solche Prozesse sogar in einem und demselben Netzbereich. Es ist daher nicht zu erkennen, was einen gesamtformativen Übergang von der ei-

nen zur anderen Phase begründen könnte. Wie lässt es sich denken, dass ›wir‹ uns im Übergang zu einem Zeitalter der Komposition befinden, wenn die Idee einer fundierenden Struktur- oder Prozesskategorie zurückgewiesen wird? Woran erkennt man den Übergang, finden Dekonstruktionen, Institutionalisierungen, Kollisionen nicht zu allen Zeiten statt? Wann begann die offenbar vorhergehende Phase der Dekonstruktion, durch was wurde sie ausgelöst, und wann ging sie (wie) zu Ende? Lassen sich trennscharfe Kriterien für die Umschlagpunkte zwischen den vier Mechanismen der Ordnungsgenese entwickeln? Zur besseren Erklärung sozialer Strukturdynamiken erscheint es mir angesichts dieser offenen Fragen auf jeden Fall lohnenswert, das vorgeschlagene Modell (Kollision, Komposition, Institution, Dekonstruktion) in den genannten Hinsichten weiter zu verfeinern.

Schließlich wirft die Untersuchung *zweitens* die Frage auf: Was treibt die beschriebenen Veränderungsprozesse an, welche Dynamik könnte die vorgelegte Theorie identifizieren, die einen Formationswechsel zu begründen oder erklären vermöchte? Anders als etwa eine Beschleunigungstheorie, die zumindest versucht, den Übergang von der Hoch- zur Spätmoderne über den zeitstrukturellen Umschlag von einem generationalen zu einem intragenerationalen Tempo des sozialen Wandels zu bestimmen und als treibendes Prinzip die Beschleunigungskräfte der Moderne identifiziert, verzichtet die relational-dynamische Netzwerktheorie bewusst und explizit auf die Markierung einer klaren Bruchstelle oder auf die Festlegung eines zentralen Grundprinzips. Der Preis für diese Zurückhaltung besteht jedoch möglicherweise darin, die Veränderung des Sozialen nur noch beschreiben und konstatieren, nicht aber erklären zu können.

Dass sich solche Einwände und Nachfragen an die Netzwerkforschung nun allerdings präzise formulieren lassen, ist nicht die Schwäche, sondern die große Stärke der von Laux vorgelegten Arbeit. Die hier formulierten Nachfragen verstehen sich als ersten Anstoß zu den ohne Zweifel zu erwartenden fachöffentlichen Diskussionen um dieses Buch, sie sollen den herausragenden und systematischen Wert der Untersuchung in keiner Weise schmälern. Ganz im Gegenteil: Henning Laux ist mit dieser Schrift ein gleich dreifacher großer Schritt gelungen. *Zunächst* legt er den ersten Entwurf einer umfassenden soziologischen Netzwerktheorie vor, in der die formalen Ansätze von White und Latour (Sozialtheorie) und die zeitdiagnostischen Beiträge von Manuel Castells, Michel Foucault, Hartmut Böhme, John Urry oder Luc Boltanski (Gesellschaftstheorie) konsistent und produktiv zusammengeführt werden. Auf diese Weise wird eine methodische und konzeptuelle Operationalisierung der Netzwerkforschung für die ganze Bandbreite soziologischer Forschung ermöglicht. Damit leistet er einen signifikanten Beitrag zur Entwicklung der Netzwerktheorie und -soziologie als solcher. Darüber hinaus etabliert und positioniert er diese, *zum zweiten*, auch als eine ernst zu nehmende Stimme im gesamten Feld der sozial- und gesellschaftstheoretischen Debatte, so dass die Grenzen und Potentiale dieses Ansatzes nun auch in der Tat vergleichend mit konkurrierenden Ansätzen wie Systemtheorie, Praxistheorie, Rational-Choice-Theorie oder Kritischer Theorie diskutiert werden können. Zugleich interveniert Laux mit dieser Arbeit, *zum dritten*, aber auch auf eine höchst originelle und innovative Weise in die zentralen soziologischen und sozialwissenschaftlichen Problem- und Debattenfelder der Gegenwart, die es erlaubt,

die festgefahrenen Positionskämpfe im Streit um Natur und Kultur, Struktur und Handlung, Realismus und Konstruktivismus usw. produktiv zu überwinden oder zumindest ›neuen Wind‹ in die Auseinandersetzungen zu bringen. Es bedarf daher keiner hellseherischen Fähigkeiten um zu prognostizieren, dass dieses Buch auf große und disziplinenübergreifende Resonanz stoßen wird.